

aber, daß die Lage längst aussichtslos war. Aus Furcht vor einer Verhaftung setzte er sich mit schmalem Gepäck zunächst nach Oberbayern ab und schlug sich dann zur Verwandtschaft nach Langenburg durch. Im heimatischen Böhmen rückte die Rote Armee ein.

Der damalige Senior des Hauses Hohenlohe, Fürst Gottfried, wies ihm Weikersheim als Wohnsitz zu und bat ihn, dort nach dem Rechten zu sehn; die Langenburger Familie hatte das Schloß im Mündungswinkel von Tauber und Vorbach seit 150 Jahren nur als gelegentliche Sommerfrische genutzt. „Na, Sie wissen ja, wie das hier ausgeschaut hat. Mit den ersten Eintrittsgeldern haben wir in unserer eigenen Werkstatt eins nach dem andern restauriert. Das Einmalige hier war ja, daß die ganze Innenausstattung erhalten geblieben ist. So wirkt das Schloß heute noch wie bewohnt, nicht wie irgendein Museum, irgendsoein Kulturfriedhof. Das hat auch das Land Baden-Württemberg gewußt, als es dann das Ganze übernommen hat. Als Monument der Familiengeschichte ist das Schloß geblieben.“ Nach der Übernahme des Schloßes durch den Staat hat Prinz Constantin die Verwaltung auf Stuttgarter Wunsch weitergeführt, „was sehr gut geht, wenn man viel Sinn für Humor hat.“

Auch das Schloßhotel Friedrichsruhe bei Öhringen hat der versierte Kunstkennner eingerichtet, dazu in Langenburg, Tierberg, Schillingsfürst, Bartenstein, Büdingen und

Herrenhausen bei Hannover beratend mitgewirkt. Das Gegenstück zu Weikersheim bildete Neuenstein mit seinem neueingerichteten Museum der Dynastie und Kunstlandschaft Hohenlohe. „Die Öhringer Linie war vom Schicksal mit sechs Schlössern hart gestraft. Kirchberg, Ingelfingen, Hermersberg und Öhringen mußten verkauft werden, anders ging das gar nicht. Die Kassettendecke im Neuensteiner Rittersaal haben wir aus Kirchberg geholt, zehn Bilder haben gefehlt. No, die hab' ich dann gemalt, jedes so vier auf zwei Meter sechzig.“

Daß Neuenstein als Erbe eines halben Dutzends hohenlohischer Schlösser trotz des goldenen Überflusses an Stilmöbeln, Gemälden, Waffen, Trophäen, Trinkgeschirren, Porzellan, Fayencen und Raritäten aus der Kuriositätenkammer heute nicht protzig bedrückt, verdankt es diesem Schloßherrn ohne Schloß, der seine Rosen in der grünen Schürze auch selbst beschnitt und so von Besucher im Weikersheimer Hofgarten gelegentlich als Gärtner angesprochen wurde.

Am 2. Juli 1973 verstarb Prinz Constantin kurz vor Vollendung seines 80. Lebensjahres. Er wurde in der Familiengruft auf Schloß Langenburg beigesetzt, ein Grandseigneur, nicht nur dem Gardemaß nach. Das helle Plätschern des Schloßbrunnens im Innenhof drang in den Pausen des Gesprächs zu uns herauf, Wasseruhr ohne Stundenschlag.

Heinz Otremba

Vor 80 Jahren starb Max Dauthendey

Wie der damalige deutsche Konsul die letzten Tage des Dichters und sein Sterben auf Java miterlebte

Am 29. August 1998 jährt sich zum 80. Male der Todestag des Würzburger Dichters Max Dauthendey, der am 25. Juli 1867 in einem Haus am Main in der Büttnergasse

geboren wurde. Von hier aus sah er täglich den Fluß mit der Festung Marienberg und dem Käppele darüber und die alte Burkarder Kirche auf der gegenüberliegenden Mainsei-

te. Da mußte man sich einfach in die Stadt verlieben. Und so ist es nicht verwunderlich, daß sich Max Dauthendey in der Ferne stets wieder nach Hause sehnte, daß er Heimweh hatte nach seinem geliebten Würzburg, nach dem Ufer des Maines:

„Immer wieder bin ich vom Auslande zu dieser Stadt zurückgekehrt. Ich besaß keine Erde und kein Gut hier, das mich hätte anlocken können, stets wieder von neuem das Mainufer aufzusuchen. Das einzige Gut, das einzige Stückchen Erde, das ich mein nannte, als ich wiederkam, war das kleine Viereck Erde des Familiengrabes da draußen im Friedhofgrund. Die Blumen, die im Sommer hier auf dem Grabe stehen, haben mich mit ihrem Duft rund um die Erde verfolgt, und die Toten, die hier unter dem Efeu zu Erde werden, sind noch heute meine treuesten Begleiter, meine unterhaltendsten Erzähler in den wenig veränderten Straßen der alten fränkischen Stadt“.

In Stockholm hatte er seine Frau kennengelernt, die treu zu ihm hielt, trotz ständiger Reisen, trotz immerwährender Geldknappheit. Sie war zu einem ruhenden Pol für ihn geworden. Nach gemeinsamen Jahren in Würzburg unternahm Dauthendey 1906 seine erste Weltreise. Mit dem Schiff ging es zunächst nach Bombay, dann nach Ceylon, Japan, China, Amerika und England. Schon von Bombay schrieb er: „Ach, wenn ich doch schon bei Dir wäre!“. Liebesbekenntnisse, Geldbitten und Ausbrüche der Ungeduld wechselten sich ab.

Im Frühjahr 1914 brach Max Dauthendey zu einer neuen Fahrt über Italien, Gibraltar, Suez, Singapore und Batavia nach Java auf. Der inzwischen ausgebrochene Weltkrieg hielt ihn dort fest. Da half auch kein noch so großes Heimweh. „Ich halte den Druck bald nicht mehr aus. Es ist zu lange Zeit, ich bin nicht bloß von Dir, sondern auch von meinem Klima, von meiner Sprache, von meiner Heimat, von allen Erinnerungen, die ein Dichter braucht, und auch von den Gräbern getrennt“, schrieb er seiner Frau, „ich entbehre alles in jeder Sekunde“. Dauthendey wurde krank, nicht nur seelisch. Ein Gelenkrheumatismus bereitete ihm große Schmerzen.

Die letzten Tage auf Java

Der damalige Konsul Deutschlands auf Java, der sich sehr um den kranken Dichter kümmerte, schilderte die letzten Lebenstage Max Dauthendey und sein Sterben:

„Als ich mich Anfang August 1918 einige Tage zu meiner Erholung in Nongkodjadjar (Java) aufhielt, ließ Dauthendey mich bitten, über Tosari zurückzureisen, um ihn zu besuchen. Abends, als ich in Tosari ankam, erfuhr ich, daß Dauthendey Gelenkrheumatismus sich sehr verschlimmert habe und er darauf dränge, an einen wärmeren Platz gebracht zu werden. Da Dauthendey's Zimmer verschlossen war, sah ich davon ab, ihn noch am Abend zu sprechen, um ihn in seiner etwa schon gefundenen Nachtruhe nicht zu stören.“

Am folgenden Morgen klagte Dauthendey außerordentlich über sein Leiden, der Gelenkrheumatismus verursachte ihm heftige Schmerzen in den Kniegelenken, er litt sehr unter Schlaflosigkeit. Ich sprach daraufhin den ihn in Tosari behandelnden Arzt, der Dauthendey's Wunsch, vom naßkalten Tosari wegzukommen, unterstützte. Dauthendey wünschte nach Songgoriti gebracht zu werden, einem Platze in der Höhe von zirka 3000 Fuß, der heiße Naturbäder besitzt.

Mit lebenswürdiger Hilfe von Herrn und Frau W. brachte ich Montag, 5. August, im Automobil Dauthendey nach Songgoriti. Auf der Fahrt wurde Dauthendey von großen Schmerzen gequält. Dennoch verlief die Übersiedlung besser als ich erwartete. Dauthendey war sehr froh von Tosari weggekommen zu sein, wo er sich eineinhalb Jahre ununterbrochen aufgehalten hatte. Ich hatte ihn früher oft nach Soerabaya eingeladen -, aber er wollte Tosari damals nicht verlassen, weil er dort gut arbeitete. Während der Autofahrt nach Songgoriti war er gesprächig und erfreut, als die Luft immer heißer wurde. Als wir durch heiße Zuckerfelder fuhren, ließ er das Auto einige Zeit halten, „um die wirklich große Hitze einen Augenblick“, wie er sagte, „ganz genießen zu können“. Als wir Dauthendey dann in sein Bett getragen hatten, sagte er mir, daß er volles Vertrauen habe, hier in ganz kurzer Zeit wiederhergestellt zu wer-

den. Eine Pflegerin war bestellt und kam abends an. Er äußerte den Wunsch, außer der Pflegerin eine ihm gut bekannte deutsche Dame um sich zu haben, worauf ich Frau R. in Malang bat, nach Songgoriti zu kommen. Ich erhielt von ihr die telephonische Zusage, daß sie für eine Woche kommen wollte.

Am folgenden Morgen reiste ich in aller Frühe heim, nachdem ich der Pflegerin eingeschärft hatte, mir telephonisch zu berichten, ob Dauthendey noch Wünsche habe. Ich hörte eine Reihe von Tagen nichts von Songgoriti, was ich als ein gutes Zeichen auslegte. Am Sonnabend, den 17. August, besuchte ich Dauthendey, um ihm eine Druckprobe seiner 'Weltfestlichkeit!' zu bringen. Ich fand den Kranken schlechter aussehend, der Zustand der rheumatischen Schmerzen war unverändert. Dauthendey's Hauptklage galt vor allem der Schlaflosigkeit. Professor L., aus dem ungefähr einer halben Stunde weit entfernten Malang, hatte Dauthendey mehrere Male besucht und ihm Schlafmittel gegeben, die aber ihren Zweck nicht erfüllten.

Dauthendey hatte täglich ein heißes Naturwannenbad genommen, das ihm sehr zusagte, da er während der Badedauer keine Schmerzen hatte. Von der Pflegerin hörte ich, daß Professor L. die Bäder nicht wünsche, daß Dauthendey aber davon nicht abzuhalten sei. Am Tage meines Besuches badete Dauthendey nicht, was er mir als ein außerordentlich großes Opfer hinstellte. Ich saß viel an Dauthendey's Bett. Ich teilte ihm mit, daß berechnete Aussicht bestehe, daß er in kurzer Zeit würde nach Hause reisen können. Als Dauthendey das hörte, ergriff er vor Freude meine Hand, die Freude tat ihm wohl. Wir sprachen viel über die Heimreise, über die Kriegslage, wir sprachen von meiner Elsi, die Dauthendey so gern hatte. In diesen Gesprächen wurde mir klar, daß Dauthendey's Erkrankung ernster war, als ich bisher angenommen hatte, daß Dauthendey ein totkranker Mann war, das ahnte ich nicht. Wohl sprach er viel vom Tod, doch Dauthendey hatte im Laufe der Jahre oft von seiner Angst gesprochen, hier draußen zu sterben, seine Frau und sein Vaterland nicht wiedersehen zu können. Als ich von seinem Bette ging, gab er mir die Druck-

probe seiner 'Weltfestlichkeit' zurück, die er inzwischen korrigiert hatte.

Von da ab besprach ich regelmäßig telephonisch von Soerabaya aus Dauthendey's Zustand mit Professor L. Letzterer klagte immer darüber, daß Dauthendey seinen ärztlichen Vorschriften nicht nachkäme. Er betonte oft, daß er die Sache als ernst ansehe. Die allgemeine Schwäche, die große Nervosität, die Schlaflosigkeit mußten unbedingt behoben werden - erst in zweiter Linie käme der Rheumatismus; deshalb sei er gegen das heiße Baden, das dem Kranken nur ganz vorübergehende Erleichterung verschaffe. Eine Überführung Dauthendey's in L.'s Klinik nach Malang sei das Ratsamste. Ich wußte, daß wenig Aussicht vorhanden war, dieses Vorhaben durchzuführen. Dauthendey hatte mir zu oft von seiner Angst vor Krankenhäusern gesprochen. 'Ich wüßte, daß ich sterben müßte, wenn ich ins Krankenhaus gebracht würde', war seine ständige Redensart. Daß Dauthendey in der L.'schen Klinik besser als im Hotel Songgoriti aufgehoben sei, war mir klar. Ich erwog die Möglichkeit, Dauthendey in Soerabaya unterzubringen, um ihn unter Freunden zu haben, wonach er sich sehnte.

So vergingen einige Tage, bis ich am 25. August abends von L. telephonisch aus Malang hörte, daß es ihm gelungen sei, Dauthendey in seine Klinik zu bringen. Seit gestern abend sei er bereits dort. Mich erschreckte die Mitteilung - in dem Zustand, in dem Dauthendey war, als ich ihn das letztmal sprach, hätte er seine Zustimmung zur Überführung in das Krankenhaus nicht gegeben, es mußte sich also seine Krankheit verschlimmert haben. Jetzt wußte ich, daß ich einen lebensgefährlich kranken Mann vor mir gehabt habe. Mir fiel das gelbe Aussehen Dauthendey's ein, doch ich beruhigte mich damit, daß sein Aussehen auch schon früher vorübergehend gelb gewesen war, aber ich erinnerte mich auch, daß er in Songgoriti über sein linkes Auge geklagt hatte, das ihm das Lesen erschwere. Das linke Auge war nicht in Ordnung - es machte den Eindruck, als ob er es nicht mehr richtig in seiner Gewalt hätte. Was war los: L. sprach am Telephon von Verhärtungen der Gallenblase, der Gelenkrheu-

matismus sei gewichen, die Temperatur sei verschiedentlich recht hoch und der Kranke unruhig. L. machte sich große Sorge um Dauthendey, und er bat mich, mit Dr. G. in Soerabaya bezüglich eines Konziliums zu sprechen. Letzterer war mit Dauthendey seit vier Jahren bekannt, er fand sich sofort bereit, zu einem Konzilium nach Malang zu fahren.

Kaum hatte die Beratung unter den beiden Ärzten stattgefunden, als L. mir am 28. August telephonierte, ich solle mich sofort mit Dr. G. über einen augenblicklichen operativen Eingriff besprechen, da sich der Zustand andauernd verschlechtere, - ohne Eingriff sei das Schlimmste zu befürchten. - Der nächste Morgen wurde für G.'s neuerliche Reise nach Malang festgesetzt. Da L. daraufhin etwas beruhigter war, sah ich von einer sofortigen Reise nach Malang ab, ich sagte L., daß ich morgen früh zusammen mit Dr. G. kommen würde. Am Donnerstag, 29. August, früh 10 Uhr traten Dr. G. mit einer Operationsschwester und ich per Auto unsere Fahrt nach Malang an, - es sollte eine Fahrt zu einem Sterbenden werden. - Ich unterhielt mich während der Fahrt mit G. und erkannte, wie wenig Hoffnung er sich machte, helfen zu können. Er bezweifelte sogar, infolge Dauthendey's schwächlichem Zustand noch operieren zu können.

Kurz vor 1 Uhr in der L.'schen Klinik angekommen, fanden wir L. wartend. Die beiden Ärzte gingen unverzüglich zum Kranken. Nach einer kleinen halben Stunde traten sie ins Wartezimmer zurück. - Beiden sah ich an, was zu erwarten stand. Übereinstimmend schilderten sie den Zustand, daß ohne sofortiges Eingreifen das sichere schnelle Ende Dauthendey's zu erwarten sei. Viel Hoffnung setzten sie allerdings auf das Öffnen der Gallenblase nicht. Sie gaben mir wenig und immer weniger Hoffnung. 'Ein Eingreifen mag noch immer etwas Aussicht haben, sagen wir 5 Prozent Aussicht'. Es mußte gehandelt werden. Wir gingen ans Krankenbett. Dauthendey war sehr verändert, klares Bewußtsein war nicht mehr vorhanden, - er sprach Unverständliches. Sein Aussehen war noch gelber geworden, - der Körper arbeitete schwer, - die Macht über sein linkes Auge

hatte er noch mehr verloren. Er war ein sterbender Mann. Mich durchfuhr der Gedanke, die Ärzte vom operativen Eingreifen abzuhalten! Ich wollte Dauthendey ungestört in seinen letzten Stunden lassen, - '5 Prozent Chance', hatte Dr. G. gesagt. Doch Dauthendey gab die Zustimmung zur Operation, mit der Weisung, alles zu tun, was die Ärzte für recht hielten. Er war sich weder der Frage noch seiner Antwort voll bewußt. Er sprach davon, wie folgsam er sich gegenüber L. in letzter Zeit benommen habe und in Zukunft benehmen wolle. Was er sagte, war verworren. Wir zogen uns zurück, um ihn nicht unnütz zu erregen. - Gegen 2 Uhr ging es an die Operation. Die Unruhe trieb mich aus der Klinik.

Als ich zurückkam, war man erst dabei, Dauthendey zu narkotisieren. Ich ging neben dem Operationssaal auf und ab und zog aus jedem Geräusch besorgte Schlüsse. Die Operation dauerte drei Viertelstunden. Dann hörte ich, daß Dauthendey erwachte, - ich hörte das schwere Atmen - und er begann zu sprechen, es waren französische Worte, die ich hörte, 'il y a deux mondes, di(u, hommes, femmes', immer die gleichen Worte - er lebte! - G. kam aus dem Operationssaal und gab mir keine Hoffnung. Die Leber war verhärtet, die Bauchspeicheldrüse erkrankt. Man beschränkte sich darauf, Erleichterung zu verschaffen und hatte den Körper wieder geschlossen. G. sagte mir, daß die Operation ohne Wert gewesen. Er sei zufrieden, daß der Kranke nicht mehr merklich geschwächt worden sei.

Lebensmöglichkeit war nicht mehr vorhanden -, uns blieb nur übrig, das Ende zu erwarten, ohne helfen zu können. Dr. G. meinte, der Tod würde sich wohl im Laufe der nächsten Tage einstellen - er kam schneller.

Man brachte Dauthendey wieder ins Bett, er sprach Unverständliches, Unzusammenhängendes, ich, der ich nicht näher herantreten wollte, verstand jedenfalls nichts. Nachträglich erfuhr ich, daß Dauthendey auch Zusammenhängendes gesprochen hatte. So soll er gesagt haben, „daß er sich wundere, noch am Leben zu sein“ - 'ich glaubte,

bereits gestorben zu sein - was sagen die Menschen dazu, daß ich noch lebe?"

Nachdem er zur Ruhe gebracht war, trat ich an ihn heran. Er hatte die Augen geschlossen und schien zu schlafen - der Körper arbeitete schwer. Ich konnte vor ihm stehen, ohne ihn zu stören oder zu erregen. Gesichtsausdruck und Farben waren nicht die eines Sterbenden - das Gesicht war voll. Er hatte im letzten Jahr zu seinem Kummer sehr zugenommen. Er sah allerdings gelber aus als sonst, aber nicht derart, daß man ihn verändert finden mußte.

Gegen halb 5 Uhr verließ ich die Klinik und fand mich gegen 6 Uhr bei L. ein. Die Krankheit, die Operation, der jetzige Zustand, alles wurde wieder und wieder durchgesprochen. Wie lange mag in Dauthendey's Körper der kranke Zustand geherrscht haben, es ist doch unwahrscheinlich, daß erst in allerletzter Zeit der kranke Zustand entstanden sei, - in welchem Zusammenhang stand damit der Gelenkrheumatismus? Mir blieb alles ein Rätsel. Ich schlug L. vor, morgen früh einen anderen Arzt zu einem Konzilium heranzuziehen, trotzdem ich nicht mehr das geringste erhoffte. L. erklärte sich ohne weiteres mit einem erneuten Konzilium einverstanden und schlug Dr. T. vor, den ich holen wollte. Ich fühlte deutlich, daß L. lediglich zustimmte, weil ich den Wunsch äußerte, daß er aber keinerlei Heil daraus erwartete.

So saßen wir, als aus der Klinik telephonierte wurde, daß Dauthendey's Puls schneller schlage und schwächer werde. Wir fuhren unverzüglich hin - wir hatten einen Sterbenden vor uns. Dauthendey lag ruhig, er atmete langsam, in immer größer werdenden Abständen. Die Augen waren nicht ganz geschlossen, man erkannte, daß er sich seines Zustandes nicht bewußt war, keinerlei Anzeichen von Schmerzen und Qual waren an ihm bemerkbar, ich hatte seine linke Hand gefaßt und hielt sie bis nach dem eingetretenen Tode, der Körper stieß kaum merklich, gegen halb 9 Uhr den letzten Atem aus. Ohne letzten Kampf ging Dauthendey aus dem Leben.

L. drückte ihm die Augen zu. Am Totenbett standen außer den Pflegerinnen, L., Frau von G. und ich. Vom Arzt bis zur letzten Pflegerin

- nicht zu vergessen Frau v. G. und Frau R. - ist alles aufgeboten worden, Max Dauthendey unter den Lebenden zu erhalten oder ihm wenigstens den Ausgang aus diesem Leben zu erleichtern."

Heimweh führte zum Heimweg

Max Dauthendey starb wohl in erster Linie an seinem Heimweh, denn die seelische Not eines Menschen kann auch körperliche Leiden auslösen. Zu lange war er von seiner Heimatstadt, von seiner Frau, von seinem erst 1913 erbauten Haus im Guckelesgraben weg. Und so könnte man in den letzten Briefen an seine Frau eine Art Rechtfertigung seines Lebens und eine Vorahnung des Todes herauslesen, wenn er schreibt: „Ich kann nicht mehr verstehen, wie man das Leben ohne Inhalt leben kann. Nun hat der Tod keine Macht über Dich und mich ... - Liebe Geliebte, ich denke jeden Tag morgens, mittags, abends und auch im Schlaf an Dich. Ich bin Dir immer treu geblieben. Ich habe nie eine Frau angerührt in all den langen Tagen unserer so schmerzlichen Trennung. Ich finde, daß wir in dem Alter sind, wo die Liebe eine heilige Sache ist, die nicht geschändet werden darf. Wir haben einander früher viel Liebe gegeben, aber wir haben einander auch viel Kummer und Traurigkeit bereitet. Jetzt sind wir so reif, daß wir einander bloß immer Liebe geben müssen, ewige Liebe, nichts als Liebe, ganz, bis zum Tode“.

Quellen:

Würzburger Generalanzeiger, Ausschnitt ohne Datum, ca. 1933: „Vom Sterben Max Dauthendey's“, ohne Namen des Autors. - Max Rößler: „Vom Heimweg des Dichters Max Dauthendey“, Liebhaberdruck aus dem Echterhaus, 1968. - Bruno Rottenbach: „Max Dauthendey“ in „Würzburger Porträts“, herausgegeben von Heinz Otremba, Echter Verlag, 1982.